

Erfolgsmodell Master

Offen für internationale Kooperationen und
individuelle Bildungsbiographien



„Um Weiterbildung zu etablieren, braucht man Mut, Zuversicht und Ausdauer“

Der Schweizer Andreas Fischer, Pionier der universitären Weiterbildung, im Gespräch über wissenschaftliche Standards, unternehmerische Risiken – und die Gründe für den Weiterbildungs-Boom in der Eidgenossenschaft

Herzlichen Glückwunsch, Herr Fischer! Ihre Schweizer Weiterbildungsstudiengänge sind so beliebt, dass viele ausländische Hochschulen von einem solchen Erfolg nur träumen können. Wie schaffen Sie das?

(lacht) Das ist nicht von heute auf morgen entstanden, sondern war ein kontinuierliches Wachstum. Sie dürfen nicht vergessen, dass wir das jetzt schon über 20 Jahre machen. Ich denke, dass bei den Schweizer Universitäten zwei Erfolgsfaktoren zusammenkommen: Zum einen ist das Angebot attraktiv und zum anderen gibt es eine große Nachfrage nach Weiterbildung auf Seiten der Arbeitswelt.

Und dann gibt es ja noch einen dritten Faktor – die gesellschaftliche Akzeptanz von Weiterbildung.

Sie haben Recht, es muss erstmal normal werden, dass man nach einigen Jahren oder auch Jahrzehnten im Beruf wieder an die Universität zurückgeht. Da hat uns sicherlich geholfen, dass das Thema Weiterbildung in der Schweiz im Rahmen einer großen Bundesinitiative gefördert worden ist. Das hat viel Aufmerksamkeit auf diesen Bereich gelenkt.

Das war schon im Jahr 1990, damals gab es in der Schweiz Fördermittel für den Aufbau von Weiterbildungsstrukturen an den Universitäten. Inzwischen sind die längst ausgelaufen – wie finanzieren Sie die Weiterbildung heute?

Wir haben ja schon 1990 gewusst, dass die Finanzierung irgendwann wegfällt, und konnten uns darauf vorbereiten. Ab 1996 gab es keine Mittel mehr für konkrete Studiengänge, die Förderung für die Weiterbildungsstellen ist dann 1999 eingestellt worden.

Glücklicherweise haben alle Universitäten beschlossen, den Weg weiterzugehen, nachdem die Weiterbildung mit vielen Mühen aufgebaut worden ist.

Wie rasch haben Sie es denn geschafft, kostendeckend zu arbeiten?

Ab 1996 mussten die Studiengänge mehr oder weniger kostendeckend sein, und das hat auch gut geklappt. Wir haben in der Zeit davor sukzessive die Preise für die Angebote erhöht, anders ging das ja gar nicht.

Trotzdem: In Deutschland gibt es häufig das Problem, dass manche Weiterbildungsstudiengänge einfach zu wenig nachgefragt sind, um die Kosten zu decken. Haben Sie damit keine Schwierigkeiten?

Man muss sich natürlich immer jedes Programm einzeln anschauen. Wir haben einige Angebote, die immer ausgebucht sind, beispielsweise viele Studiengänge im Bereich Management oder auch Weiterbildungen im Feld der Psychologie. Und natürlich gab es auch bei uns Studiengänge, die von vornherein nur auf ein oder zwei Durchführungen angelegt waren oder die kein ausreichendes Interesse fanden. Die sind dann wieder von der Bildfläche verschwunden.

Moment, es gibt in der Schweiz inzwischen ein paar Hundert Weiterbildungsstudiengänge. Sind die tatsächlich alle ausgebucht, oder experimentieren Sie damit, was ankommt und was nicht?

Nein, für reine Experimente sind die Entwicklungskosten für einen Masterstudiengang viel zu hoch.





Foto: © Jkey | Dreamstime.com

Gipfelstürmer: Die Schweizer haben eines der ausgeklügeltsten Weiterbildungssysteme in Europa

Das Schweizer System

Alle Schweizer Universitäten bieten ein profiliertes Weiterbildungsprogramm an. Sie sind im landesweiten Verband SwissUni zusammengeschlossen, in dem sie ihre Erfahrungen austauschen und gemeinsame Projekte planen. Auf SwissUni geht auch die Standardisierung der Weiterbildungsabschlüsse zurück: Die Absolventen bekommen entweder einen Master of Advanced Studies (MAS), der 60 Kreditpunkte umfasst, ein Diploma of Advanced Studies (DAS mit 30 Kreditpunkten) oder ein Certificate of Advanced Studies (CAS mit 10 Kreditpunkten). Dadurch hat die Weiterbildung einen eigenständigen Status in der Ordnung der universitären Abschlüsse bekommen, zugleich ist die Vergleichbarkeit der Angebote gewährleistet. Die Nachfrage nach Weiterbildung ist bei allen Schweizer Universitäten groß; das Land gilt in dieser Hinsicht europaweit als Vorbild. Nach einer Studie gab es im Jahr 2010 in der Schweiz 320 weiterbildende Masterangebote, inzwischen ist die Zahl nach Schätzung von Experten auf etwa 400 angestiegen.

Die unterschiedlichen Angebote sind oft miteinander kompatibel. So kann ein CAS für ein DAS im gleichen Fach angerechnet werden und dieses Diplom wiederum für einen MAS. Die Weiterbildungs-Master allerdings berechtigen im Regelfall nicht zu einem Promotionsstudium.



Foto: © Universität Bern | Abt. Kommunikation

Die Universitätsbibliothek in Bern

Einfach mal auszuprobieren, das können wir uns nicht leisten. Es gibt im Prinzip zwei Wege, auf denen wir an einen neuen Studiengang herangehen. Der erste ist, dass wir klein beginnen und dann groß werden. Da bieten wir also erst einmal Zertifikatskurse an, die wir dann bei guter Nachfrage zu einem Master weiterentwickeln. Den zweiten Weg gehen wir dann, wenn wir von Beginn an einen Master anbieten möchten: In dem Fall muss man Bedarfsabklärungen machen, und das geht nur mit guten Kontakten im Feld. Wir sprechen mit Berufsorganisationen und Verbänden und fragen dort ganz offen: Hat der angedachte Studiengang Chancen, bei der Zielgruppe anzukommen?

Da klingen sehr viele betriebswirtschaftliche Aspekte durch, die im Hintergrund eine Rolle spielen. Sehen sich eigentlich die Universitäten gegenseitig als Konkurrenten? Es gibt ja in der Schweiz fast überall sehr profilierte Weiterbildungsangebote.

Im Bereich der Management- und Wirtschaftsweiterbildung machen sich die Universitäten Konkurrenz, ganz ohne Frage. Ansonsten aber eher nicht. Dabei spielt sicher eine Rolle, dass wir keine reinen Fernstudiengänge anbieten. Überall sind viele Präsenzseminare eingeplant, und da ist die geographische Nähe immer ein ausschlaggebendes Argument. Das schränkt die Konkurrenz natürlich ein. In vielen Fällen arbeiten wir sogar zusammen: Universitäten sind im Kontakt miteinander und planen ein gemeinsames

Angebot, bei dem Professoren von beiden Hochschulen an der Lehre beteiligt sind.

Wäre da nicht ein Angebot von Fernstudien die Chance, auch überregional aktiv zu werden?

Bevor der falsche Eindruck entsteht: Formen des Blended Learning haben wir ja bereits, das Selbstlernen etwa mit Elementen des E-Learnings spielt also schon eine Rolle. Ein reines Fernstudium ist für uns aber undenkbar. Das hat hier keine Tradition. Sie müssen sehen, dass die Schweiz ein Land mit kleinen Distanzen ist – da fährt man schon selbst an die Universität. Wir stellen auch immer wieder fest, dass die Teilnehmenden über die Präsenzveranstaltungen froh sind. Dadurch kommen sie aus ihrem üblichen Umfeld raus und finden eine neue Umgebung zum Lernen.

Wie funktioniert bei Ihnen in Bern die Zusammenarbeit der Weiterbildungseinrichtung mit den Fakultäten – von welcher Seite kommen die Impulse?

Die Ideen für einen Weiterbildungsstudiengang kommen in der Regel aus den Fakultäten. Unsere Aufgabe ist es dann, aus den Ideen ein Angebot zu machen, das sinnvoll ist und Chancen auf dem Markt hat. Die erste Frage ist dabei die nach dem Format: Reicht es, ein Zertifikatsangebot zu machen oder trägt die Idee einen ganzen Masterstudiengang? Und natürlich müssen wir die Zielgruppe definieren, denn oft ist die Idee aus der Universität angebotsorientiert. Da heißt es dann, wir haben dieses und jenes Wissen, das wir weitergeben möchten. Wir müssen die umgekehrte Frage stellen: Wem nützt das etwas?

Sind die Weiterbildungsangebote innerhalb der Universitäten so breit akzeptiert, dass Sie diese Diskussionen gleichberechtigt führen können?

Da gibt es große Unterschiede. Eine Selbstverständlichkeit jedenfalls ist die Akzeptanz nicht, oft nehmen Professoren die Unterstützung durch die Weiterbildungsstellen als eine von vielen Dienstleistungen wahr, die eine Universität nun einmal anbietet. Viele sehen die Weiterbildung eher auf der administrativen Ebene als tatsächlich im wissenschaftlichen Bereich. In Bern haben wir zum Glück eine bessere Situation, unsere Weiterbildungsstelle ist als wissenschaftliche Institution anerkannt. Meiner Erfahrung nach kommt das oft auf die Leute an: Wenn in der Universitätsleitung und anderen maßgebenden Organen starke Persönlichkeiten sitzen, denen die Weiterbildung am Herzen liegt, dann ist das eine wichtige Vorausset-

zung. Wir haben aus unseren Erfahrungen die Lehre gezogen, dass man drei Dinge braucht, um die Weiterbildung innerhalb der Universität zu etablieren: Mut, Zuversicht und Ausdauer.

Dass manche Fakultäten skeptisch gegenüber der Weiterbildung sind, hängt ja damit zusammen, dass sie die Wissenschaftlichkeit der Programme bezweifeln.

Grundsätzlich gilt: Wir haben den Anspruch der Wissenschaftlichkeit, das ist unser Profil und das können nur wir als Universität. Auf der anderen Seite kommen die Teilnehmenden aus der Berufspraxis nicht in erster Linie zu uns, um hier Wissenschaftliches zu lernen. Sie kommen deshalb, weil sie ihre Arbeit möglichst gut machen wollen; sie bringen also einen praktischen Antrieb und praktische Erfahrungen mit. Als Universität müssen wir deshalb einen Mittelweg fahren: Wir können nicht rein akademisch sein, sondern müssen sehr stark die Praxiswirklichkeit in die Angebote aufnehmen. Wir nennen es so: Die universitäre Weiterbildung fundiert auf Wissenschaft und Forschung und befähigt die Studierenden zu einem reflektierten Transfer der Bildungsinhalte in die Arbeitswelt und ihr weiteres Lebensumfeld. Für die Lehrenden ist das eine didaktische Herausforderung. Sie stehen nicht vor Studierenden, die gerade frisch ihr Abitur gemacht haben – da haben sie es auf einmal mit Leuten zu tun, die schon jahrelange Erfahrung haben in ihrem Bereich.

Wie schaffen Sie es, zwischen diesen unterschiedlichen Ansprüchen die Balance zu halten?

Wie schwierig das ist, zeigt ja allein schon die Vielfalt an Begriffen: Man redet von wissenschaftlicher Weiterbildung, von universitärer Weiterbildung und von Weiterbildung für Akademiker. Das sind drei unterschiedliche Blickwinkel und Ansprüche, und wir sind mittendrin in diesem Spannungsfeld. Eines ist für uns von vornherein klar: Wir bieten keine normalen Kommunikationskurse an oder solche Sachen, die man auch außerhalb der Universität lernen kann. Damit grenzen wir uns schon einmal von anderen Anbietern ab. Hier in Bern muss grundsätzlich der Senat der Universität jeden Studiengang bewilligen, auch in der Weiterbildung – das ist ein Kontrollinstrument für die Wissenschaftlichkeit. Eine zweite Stellschraube sind die Leistungskontrollen: Natürlich achten die Fakultäten darauf, dass die Seminar- und Masterarbeiten der Studierenden den wissenschaftlichen Standards genügen. Dadurch halten wir die Balance.



Dr. Andreas Fischer leitet das Zentrum für universitäre Weiterbildung (ZUW) der Universität Bern. Zugleich ist der promovierte Geograph Vorstandsmitglied von SwissUni. Das ZUW bietet 26 Masterstudiengänge und zahlreiche Zertifikatskurse an. Insgesamt sind in Bern rund 5.500 Studierende für Weiterbildungsprogramme eingeschrieben.

„Wir haben den Anspruch der Wissenschaftlichkeit. Das ist unser Profil und das können nur wir als Universität“